



Krystyna Kuhn

ROMAN

JULITAGE

KÖNIGSHAUSEN & NEUMANN

Krystyna Kuhn

—

Julitage

Krystyna Kuhn, geboren 1960, studierte in Würzburg und Göttingen Slawistik, Germanistik und Kunstgeschichte. Als Stipendiatin des DAAD verbrachte sie mehrere Monate in Moskau und Krakau. Nach dem Studium schrieb sie für ein Softwareunternehmen technische Handbücher. Im Rahmen eines Stipendiums des Münchner Literaturhauses entstand ihr erster Roman *Fische können schweigen* bei Piper. Insgesamt hat sie zwanzig Romane für Erwachsene und Jugendliche veröffentlicht. Die Serie *Das Tal* wurde in 14 Sprachen übersetzt. Der Roman *Monday Club. Das erste Opfer* wurde 2016 mit der Goldenen Leslie ausgezeichnet. Neben Romanen schreibt sie Lyrik und Kurzgeschichten.

Krystyna Kuhn

Julitage

Roman

Königshausen & Neumann

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2026

© Verlag Königshausen & Neumann Würzburg 2026
Leistenstraße 7, D-97082 Würzburg
info@koenigshausen-neumann.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelne Teile.

Kein Teil darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagillustration: © Richard Kuhn, mit freundlicher Genehmigung

Druck: docupoint, Magdeburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-9765-2

eISBN 978-3-8260-9766-9

www.koenigshausen-neumann.de

www.ebook.de
www.buchhandel.de
www.buchkatalog.de



Julitage

Für Gisela und Johannes

Erster Teil

Frankfurt 2019

Immer wenn mir das Bild jener traurigen Nacht vor Augen tritt, die für mich die letzte Zeit in der Stadt bedeutete, immer wenn ich mich an die Nacht erinnere, in der ich so viel Liebes verließ, fällt aus meinen Augen auch jetzt noch ein Tropfen.

Ovid, Tristia 1, 3

Kapitel 1

Ich habe meine Mutter nie weinen sehen.

Nicht, als mein Vater sie verließ, und auch nicht auf Jettes Beerdigung. Als ich mit meinen beiden Koffern vor der Villa aus dem Taxi stieg und auf dem schmalen zugewachsenen Pfad zum Haus ging, kamen mir augenblicklich die Tränen. Zur gleichen Zeit, vielleicht aufgeschreckt vom Rattern der Räder auf dem Kies, schoss plötzlich ein einäugiger schwarzer Kater hinter der Wassertonne hervor. An der Haustür blieb er stehen, zog den Kopf ein und beäugte mich misstrauisch. Ich bückte mich, um ihn zu streicheln, da wurde das verbliebene Auge ganz schmal. Fauchend zeigte er mir die Krallen, und trotz meiner lockenden Rufe verschwand er im Dickicht wie eine Fata Morgana.

Der Schlüssel zu Jettes Villa hing an meinem Schlüsselbund wie ein Talisman. Ich holte tief Luft, betrat die große holzvertäfelte Diele und stellte die beiden Koffer ab, in denen ich meinen Besitz herumschleppte oder besser das, was davon übrig geblieben war.

Jedes Haus hat seinen eigenen Geruch.

Hier herrschte eine Melange aus Zigaretten, Chanel No.5 und Lavendel, den meine geliebte Hanne im ständigen Kampf gegen die Motten in die Schränke gelegt hatte.

Die Reihe abgetretener Pumps, alle schwarz, auf dem Schuhregal aus Messing. Abgewetzte Mäntel an der Garderobe, geordnet nach Saison. Der vertraute Spiegel, so blind, dass ich mich im Nebel wiederfand.

Alles so, wie ich es in Erinnerung hatte.

Meine Großmutter Jette war am 01. Januar 1926 in diesem Haus auf die Welt gekommen und hatte dreiundneunzig Jahre hier gelebt. Veränderung war für sie ein Fremdwort. Ich stellte mir vor, wie sie

beschloss, die Erde zu verlassen; wie sie sich auf den Rücken legte; ich sah sie die Arme neben dem Körper ausstrecken; ich hörte sie flüstern: *Ende*.

Ihre Lebensplanung war stets perfekt gewesen.

Doch ich kam nicht voran in meinem zerfledderten Leben. Nach der Trennung von Max wartete ich immer noch auf den erlösenden Startschuss, den Absprung, die richtige Abzweigung.

Let it go, Pauline! Lass los!

Yana hatte es mir gestern bei der letzten Umarmung ins Ohr geflüstert. Auf dem Logan Airport, kurz vor dem Abflug nach Frankfurt. Sie sagten sich so leicht, diese Überlebensfloskeln und Selbstoptimierungsorakel, verstummten aber augenblicklich, sobald ich versuchte, ihnen zu folgen. Ich konnte nicht loslassen und die letzten dreizehn Jahre, in denen ich mit Max in den USA zusammengelebt hatte, vergessen.

Ich zog die Sneaker aus und ging barfuß weiter. Wie vertraut dieser Flur war und zugleich vollkommen fremd – wegen der Stille und ohne Jette. Wieder kamen mir die Tränen. Jetzt ist aber gut, wäre Jettes Kommentar dazu gewesen.

Auf der Kommode lag ein Stapel Post – Ausgaben der FAZ, graue Umschläge, Werbeflyer und ein großes Paket. Niemand hatte sich darum gekümmert.

Das war laut Isolde und Charlotte ab heute meine Aufgabe. Ich sollte das Haus ausräumen, weil ich Jettes Nachlass sichten musste.

Die Tür zum Badezimmer stand offen. Blaue Fliesen, seit ich denken konnte. Es roch nach Seife. Eine Zahnbürste, die längst hätte gewechselt werden müssen, stand kopfüber in dem Porzellanbecher mit Goldrand. Das Handtuch hing an einem Plastikhaken. Daneben zwei Waschlappen. In der Badewanne hatte ich als Kind die gelbe Plastikente unter Wasser getaucht. Eine richtige Dusche gab es nicht. Nachdem ich mir die Hände gewaschen hatte, öffnete ich den Schrank

über dem Waschbecken. Eine ganze Palette Nivea. Jette hatte darauf geschworen. Eine Zeit lang hatte ich sie ebenfalls benutzt, weil Jettes gepflegte Haut mich überzeugte, doch ich bekam nur Pickel davon.

Automatisch ging ich als nächstes in die Küche. Das war immer so gewesen, wenn ich in die Villa kam. Mein erster Weg war nicht zu Jette, sondern zu Hanne, der Haushälterin, gewesen. Durch das gekippte Fenster drang ein Luftzug. Ich schloss es. Der Kühlschrank, den niemand abgeschaltet hatte, surrte. Der Hahn am Spülbecken tropfte. Ich sah mich um, und wieder schossen Tränen in mir hoch. Wie viel Zeit ich hier verbracht hatte.

Die Standuhr im Flur schlug dreimal. Ich schrak zusammen. Der Jetlag machte sich bemerkbar, und nach der Reise lagen meine Nerven blank. Es war keine gute Idee gewesen, direkt vom Flughafen hierher zu kommen, aber der Termin mit den Entrümpelern stand seit zwei Wochen fest. Ich hatte die Abreise aus Boston so lange wie möglich hinausgezögert.

Von der Küche aus betrat ich das Esszimmer, das durch eine breite Schiebetür mit dem Salon verbunden war, wie Jette das geräumige Wohnzimmer nannte.

Nichts hatte sich verändert, nur war mir früher das Chaos nicht aufgefallen. Vielleicht waren Jette und ich uns doch ähnlicher gewesen. Mäandernd zogen sich vollgestopfte Regale an Wänden entlang, die längst nicht mehr weiß waren. Schallplatten, Zeitschriften, Bücher, die in zwei, drei Reihen standen. Die Schränke platzten: Geschirr, Gläser, Silberbestecke. Bilder an den Wänden von längst vergessenen Künstlern. Wie viele Container man damit wohl füllen konnte? Und wie wurde ich die Möbel los, die Jette zum größten Teil von ihren Eltern übernommen hatte. Da waren Tische, Tischchen, Sideboards, Stühle, Sessel und das abgewetzte Biedermeiersofa im Salon, auf dem ich die Tage lesend verbracht hatte. Immer machte sich Hanne Sorgen, meine Augen könnten vor Überanstrengung

blind, und ich aus Mangel an Sonnenlicht zu einem Geist werden. Ich las mich durch die ganze Bibliothek, obwohl ich zu jung war für die meisten Bücher. Ich hasste Graf Wronski, liebte Tonja aus Doktor Schiwago und fieberte mit beim Grafen von Monte Christo. So lag ich Sommer wie Winter in eine Decke gehüllt – ein Kokon aus Wärme und Worten.

Als nächstes das Arbeitszimmer. Die Rollläden waren wie immer geschlossen. Jette mochte kein Tageslicht, wenn sie schrieb. Ich knipste das Licht an. In die Schreibmaschine war ein leeres weißes Blatt, 120 g, gespannt. Daneben der Behälter mit Dutzenden von Bleistiften, die Jette jeden Morgen angespitzt hatte. Das weiße Holzkästchen, das ich mit Rosen beklebt und ihr zum Geburtstag geschenkt hatte, und in dem sie abgenutzte Büroklammern aufbewahrte.

Ich nahm aus der Chinavase ein rotes Feuerzeug mit der Aufschrift *Café Mozart*, knipste es mehrfach an, doch erst nach einigen Versuchen schoss eine hohe Flamme hoch. Als ich den Deckel der silbernen Zuckerdose hob, die Jette als Aschenbecher gedient hatte, stank es nach kaltem Rauch.

Alles wie immer.

Und endgültig vorbei.

Nach einem halben Jahr hatte das Nachlassgericht uns endlich den Erbschein zugeschickt und das handschriftliche Vermächtnis, das der Notar Apfelbaum & Castorp seit Anfang Januar verwahrte. Sorgfältig verschlossen in einem Umschlag, auf den Jette mit ihrer klaren, aufrechten Schrift geschrieben hatte: TESTAMENT. Sie hatte es am ersten Januar dieses Jahres verfasst, ihrem Geburtstag. Die Uhrzeit war vermerkt: 16:15 Uhr.

Ich bestimme meine Enkelin, Pauline Wyss, den literarischen Nachlass in ihrem Sinne zu ordnen und zu verwalten.

Mir gehörten jetzt nicht nur ein Drittel der Villa, sondern ebenso zwei Gedichtbände, erschienen im Frankfurter Verlag Wunderbaum:

Kastanienblüten (1947); *Eine Rose* (1955). Und knapp dreißig Texte in verschiedenen Anthologien (1965 bis 1987). Außerdem musste ich mich ab sofort um die Verwaltung von Jettes Stiftung kümmern. Alle zwei Jahre ein Preis für herausragende Lyrikerinnen. Dotiert mit fünftausend Euro.

Jette und ich hatten am ersten Januar 2019 telefoniert, ihrem letzten Geburtstag und zwei Wochen vor ihrem Tod. 9:17 Uhr in Boston, 15:17 in Frankfurt. Eine Stunde später hatte sie das handschriftliche Testament verfasst in dieser eckigen, entschlossenen Handschrift.

Am Telefon hatte sie mich mit ihrer tiefen, rauchverhangenen Stimme nach der Arbeit gefragt. Ich war unruhig und wollte das Gespräch so schnell wie möglich beenden. Nicht nur, weil Max gleich einen Gig in einer Bar in Harvard spielen sollte und wir losmussten, ich wusste auch nie, was ich mit meiner Großmutter reden sollte. Um sie loszuwerden, hatte ich gelogen. Ich würde den Roman einer amerikanischen Autorin ins Deutsche übersetzen. Yana Bekker. Den Namen hatte ich meiner Freundin in Boston gestohlen.

Durchs Telefon hatte ich gehört, wie Jette zufrieden an der Zigarette zog, und spontan war mir ein Titel eingefallen: *Julitage*. In Wirklichkeit beschäftigte ich mich mit Gebrauchsanweisungen für Elektrogeräte.

»Du könntest Schriftstellerin werden«, hatte sie daraufhin gesagt. »Selbst ein Buch schreiben.«

Ja, ich hatte es früher probiert. Ideen auf lose Blätter notiert, die ich in den Papierkorb warf und vergaß. Exposés in den Computer getippt, die ich wieder löschte. Dann einen Kriminalroman begonnen, in dem Leichen von jungen Männern und Frauen auftauchten, denen Organe entnommen worden waren, um sie in aller Welt als Reliquien von Heiligen zu verkaufen. Doch am nächsten Morgen kam mir der Plot abstrus, die Wörter banal und die Sätze holprig vor. Fakt war, ich hatte keine Geschichten zu erzählen.

Warum Jette ausgerechnet mich im Testament zur Nachlassverwalterin ernannt hatte?

Keine Ahnung.

Jedenfalls musste ich jetzt dieses Haus ausräumen und Entscheidungen treffen. Ich sollte Listen für jeden Raum erstellen, so Charlottes Vorschlag. Gelbe Zettel auf Gegenstände kleben, die wir dem Antiquitätenhändler anbieten würden. So schwer konnte das nicht sein. In meinem Leben waren Dinge im Moment sowieso nur unnützer Ballast. Unfreiwillig war der Minimalismus zu meinem neuen Credo geworden. Seit zwei Monaten lebte ich nun schon aus zwei Rollkoffern, nachdem ich meine Sachen bei Max gepackt hatte und zu Yana in ihr Miniapartment in Charlestown gegangen war. Wo ich die ersten Wochen nur schlief, weil ich den Alltag nicht ertragen konnte.

»Besenrein«, hatte der Makler am Telefon gesagt. »Am besten bis zum letzten Staubkorn.«

Die Entrümpelungsfirma trug den hoffnungsvollen Namen *Räumfuchs*. Drei Männer und eine kräftig gebaute Frau trafen pünktlich ein. Ich trat aus dem Haus und blieb in der Tür stehen. Ein Arbeiter in Latzhose und kariertem Hemd ließ die Ketten herunter, um den leeren Container auf die Einfahrt zu stellen. Ein blonder Mann im hellblauen Jeanshemd kam auf mich zu, gab mir die Hand, und ich stellte mich vor: »Pauline Wyss.«

»Ich. Roman.«

Ich ließ ihn ins Haus. Er ging von Raum zu Raum, von Stockwerk zu Stockwerk, und verschaffte sich geduldig einen Überblick. Zwischendurch nickte er immer wieder.

Als wir wieder auf dem Vorplatz standen, rieb er sich die Hände und sagte: »Kein Problem für Kollegen.«

Mein Vertrauen wuchs. In einer Woche wäre ich wieder weg.

Wohin auch immer.

Wir hatten diese Firma gewählt, weil zu ihrem Angebot die Reinigung von Tatorten gehörte, und niemand gern ein Haus kauft, in dem der Geruch des Todes hängt. Jette war in ihrem Nachthemd mit den grauen Nadelstreifen gestorben. Regina Lichtenberg, die Nachbarin, hatte sie erst eine Woche später entdeckt und meine Mutter, Isolde, angerufen. Die sofort kam, die Leiche sah und Charlotte benachrichtigte. Ich erfuhr von Jettes Tod erst Tage später.

Kaum hatte ich an sie gedacht, tauchte Regina Lichtenberg im Vorgarten der Villa auf. Mitte fünfzig, graues Haar zu einem scharfkantigen Pagenkopf geschnitten, ein pinkes Twinset in der Farbe englischer Gartenrosen. In einem Redeschwall und breitem Frankfurter Dialekt berichtete sie mir von den Ereignissen. Es klang fast wie eine Heldentat, so als hätte sie meiner Großmutter das Leben gerettet.

Jette hat das Haus ja überhaupt nicht mehr verlassen. Einfach eingeschlafen. Ich hab' den Schlüssel von ihr, weißt du. Hab mich gewundert, weil ich sie tagelang nicht gesehen hab'. Bin ins Haus. Hab' sie gerufen, aber keine Antwort. Fand sie im Schlafzimmer. Unsere Familien sind ja schon Jahrzehnte Nachbarn. Schon seit dem Krieg. Sie war mit dem Großvater meines Mannes befreundet. Gregor. Ich glaube sogar, sie war damals verliebt in ihn. Zumindest hat er das immer behauptet, der Gregor.

»Frau Wyss, wo anfangen?« Roman hatte das Jeanshemd ausgezogen und trug jetzt ein dunkelblaues T-Shirt. Er sah ausgesprochen gut aus.

Ja, wo anfangen, um schnell zum Ende zu kommen?

Ich führte ihn und seine Kollegen in den Keller. Nach der Hitze draußen umging mich zwischen den modrigen Wänden eine unangenehme Feuchtigkeit. Alles stand voll mit vergessenen Gegenständen, überzogen mit einer dicken Staubschicht, sporenverseucht.

»Alles weg.«

»Okay.«

Die Entrümpler arbeiteten schnell und effizient. Der Container auf dem Vorplatz war schon zu einem Drittel gefüllt, als wir den Kellerraum unter der Küche betraten. Zu meiner Linken fiel Sonnenlicht in einem schmalen Streifen durch das Fenster. Der Schacht davor war mit dem Laub vergangener Winter verstopft und müsste dringend gesäubert werden. Ich betrachtete das ganze Durcheinander.

Kartons mit leeren Weinflaschen.

Schmutzige Plastikbehälter in gelben Säcken.

Ausgetretene Schuhe auf einem Regal.

Verstaubte Getränkeboxen mit schmierigen Wasserflaschen.

Dosen mit Schrauben und Nägeln.

Stapel von Altpapier.

Eine Nähmaschine von Singer.

Das Vorkriegsfahrrad, das Hanne früher benutzt hatte.

Meine Lunge meldete sich. Ich litt unter Asthma, seit ich denken konnte, war gegen alles mögliche allergisch und verließ das Haus nie ohne Spray. Das hatte mir mein Vater eingepflichtet seit jenem Wespenstich im ersten Schuljahr, bei dem ich schon blau anlief, bevor die Lehrerin es bemerkte. Doch seit Jahren war es zu keinem gefährlichen Anfall mehr gekommen. Nur kurze Intermezzos, in denen ich das Gefühl hatte, nicht mehr genug Luft zu bekommen – wie jetzt. Ich tastete nach dem Inhalator in der Tasche meiner Jeans, sprühte mir in den Mund. Die Atemnot verschwand und die Luft floss wieder frei.

»Vorsicht.« Roman deutete auf ein riesiges Spinnennetz, das von einem der Abwasserrohre hing. Sein Blondschoopf leuchtete sogar in der sparsamen Kellerbeleuchtung.

Spinnweben verklebten mein Haar. Eine dicke schwarze Spinne krabbelte von meiner Schulter aus den linken Arm entlang. Ich fing sie mit der rechten Hand und setzte sie auf den Boden. Schnell ver-

kroch sie sich unter einer ausgedienten Autobatterie. Unklar, zu welchem Auto die mal gehört hatte. Jette war stets Taxi gefahren. Zur Schneiderin und ins Café Mozart in der Töngesgasse, wo sie vierzig Jahre lang jeden Donnerstag Bridge mit drei Frauen spielte, die sie bis zum Ende siezte.

Eine der Türen des Vorratsschranks hatte sich aus dem obersten Scharnier gelöst. *Ich. Roman* öffnete sie, und sie fiel ihm auf den Kopf. Als er lachte, war es, als ob es heller wurde im Raum. Geduldig verschaffte er sich einen Überblick über den Inhalt. Dosen und Unmengen von Einmachgläsern. Fliegen lagen auf den Regalbrettern, Nachtfalter hingen in den Ecken, Kellerasseln flüchteten in Spalten und Risse.

»Alles weg?«

»Weg!«

Mit beiden Händen schob er die Gläser in den ersten blauen Müllsack. Stunden hatte Hanne in der Küche gestanden und im heißen Dampf Apfelmus abgefüllt. Im Krieg war Vorratshaltung überlebenswichtig gewesen.

»Gibt Menschen, die hungern«, kommentierte Roman.

»Das Zeug ist inzwischen Gift.«

Er griff nach einer Dose Erbsen: »20. November 2016.«

»Längst abgelaufen.«

»Hält Ewigkeit«, widersprach er.

»Nein. Weg.«

Müllsack für Müllsack füllte sich, bis nur die toten Fliegen übrig waren, die Flügel der Nachtfalter, die Panzer der Kellerasseln.

»Als nächstes der Schrank.«

»Weg?«, fragte Roman.

»Weg.«

»Sicher?«

»Sicher.«

»Kann man noch brauchen.« Er rüttelte daran. »Nur Tür reparieren und perfekt. Sperrmüll?«

Jette hätte mit Sicherheit nicht gewollt, dass die Nachbarn ihren Besitz am Straßenrand inspizierten.

»Alles in den Container.«

Er rückte den Schrank einen halben Meter nach vorne. Dahinter kam eine Mauer zum Vorschein, von der sich der Putz löste. Schwarzer Schimmel wucherte auf der Wand wie Krebs in einer Raucherlunge. Ich wünschte, Roman würde mit einem Vorschlaghammer ausholen, um den Schrank hier und jetzt kurz und klein zu schlagen.

Etwas fiel zu Boden.

Er schob sich hinter die Rückwand und kehrte mit einem alten Koffer zurück. Er war nicht groß, ein Kinderkoffer vielleicht.

Hier und da schimmerte er rot. Die reptilienhafte Oberfläche mit der vertrauten Schicht aus Staub, Spinnweben und Schimmel überzogen. Der Koffer musste Jahre, Jahrzehnte hinter dem Schrank gesteckt haben. Roman drückte ihn mir in die Hand. Am Griff hing ein beschriftetes Stück Karton an einem rostigen Draht. Der Koffer war leicht. Also vermutlich leer. Ab in den Müllsack.

Aber Romans Blick konnte ich nicht entkommen.

Das erste lederne Band löste sich nur schwer aus der Schnalle, das nächste ebenso, aber keines der beiden Scharniere rührte sich.

Ich. Roman deutete auf das Etikett. »Steht Name.«

Winzige, verschnörkelte Buchstaben auf dem Karton. Sie waren kaum zu entziffern.

»Lwów. Lemberg«, sagte Roman. »War polnisch. Dann kamen die Russen. Und es wurde zu Lvív. Dort hat gearbeitet mein Urgroßvater, Janusz Wywrot. Ist geflohen in Heimat ... nach Kraków ... zu Fuß. Vor Sowjets.« Er legte die rechte Hand auf den Koffer, als gehöre er ihm. »Dreihundertdreiundzwanzig Kilometer. Im Oktober 1939.«

In diesem Moment legte sich ein Schalter um: *Lemberg. Lemberg.* Meine Urgroßeltern, Eduard und Luise, hatten mit Jette eine Zeit lang dort gelebt. Eduard war im Krieg geblieben und blieb vermisst. In dieser ukrainischen Stadt, deren Name auf einem Stück Karton notiert war.

Vergeblich versuchte ich, ein zweites Mal die Scharniere zu lösen. Bis Roman eine Zange aus der Hosentasche zog. Ein Handgriff, ein Knacken. Der Koffer öffnete sich.

Papier.

Mit Füller beschriebene Zettel segelten Richtung Kellerboden.

Schweigend starrten wir sie an.

Dann bückte sich Roman, griff nach einem Blatt, streckte es mir entgegen. Gemeinsam beugten wir uns darüber. Stumm las ich das Gedicht.

*kalt ist das feuer
geschlossen die vorhänge
leichtentücher verhängen die
möbel aus kirschholz wir
liegen wie bilder im
schrank und haben die
sonne in cellophan gehüllt*

*allein die katze
schleicht sich durch die
dünnen wände wir
teilen uns die blaue schüssel
milch trinke ich wie
weiße farbe von papier an das sich
worte klammern und wie fliegen
summen sie durch die tage*

*so mache ich es mir bequem
auf leisen sohlen es
knirscht wie im pulver
schnee und auf ziegeln liege ich
blind wenn das haus einstürzt
werde ich mir am mondblauen
himmel die füße zertreten*

1. august 1941

Schnell raffte ich die Blätter zusammen. Ein verblasstes Foto rutschte zu Boden. Links ein Mann mit Brille im dunklen Anzug, einen Hut auf dem Kopf, rechts eine Frau mit dichtem schwarzem Haar in einem karierten Kleid. Und in der Mitte ein Mädchen, das lächelte.

»Weg?«, fragte *Ich. Roman.*

Jette

Frankfurt, 12. Mai 1941

Frieder hustete im Nebenzimmer.

Jette lauschte einige Sekunden, bis sie das Keuchen ihres Bruders nicht mehr ertrug. Im Weghören war sie richtig, richtig gut. Sie packte das weiße Lackschränkchen und zog es nach vorne. Eine lose Bodendiele kam zum Vorschein. Darunter bewahrte sie ihre Schatzkiste auf. Darin das verschlossene Tagebuch und einige andere Dinge.

Seiten aus dem Lexikon über den menschlichen Körper. Da konnte man interessante Bilder aufklappen. Verboten!

Ein silberner Haarkamm, nach dem ihre Mutter schon eine Ewigkeit suchte. Verboten!

Das Heft mit den Gedichten. Geheim!

Darin ausgeschnittene Zeilen aus Mamas Gedichtbänden. Strengstens verboten!!!

Und das Allerallerheiligste – das Foto, auf dem Frieder abgebildet war, und – Gregor Lichtenberg. Der stand in der letzten Reihe, weil er zu den Größten seines Alters gehörte. Nur *ein* Grund, weshalb Jette sich für ihn entschieden hatte.

Sie packte das schwarze Heft in die Tasche, stieg aufs Fahrrad und raste zur Schule. Heute, heute war der große Tag, das hatte sie beschlossen. An seinem Geburtstag würde sie Gregor die Gedichte als Geschenk ihres Herzens überreichen.

Eine Minute vor acht hängte sie ihren Ranzen an die Bank und setzte sich neben Käthe. Am Lehrerpult nahm die Eule ihren Platz ein. Sie hatte gottseidank schwache Augen und musste das Buch immer ganz ganz nah ans Gesicht halten. Deshalb bekam sie nicht mit, wie Jette mit dem Bleistift ein Herz in das Holz des Tisches ritzte und daneben den Buchstaben G. Dann alles mit Tinte nachfuhr.

Gregor. Gregor. Gregor.

Jette sah zu Käthe. Bis jetzt hatte sie das Geheimnis nur ihr anvertraut, und Käthe – großer Fingerschwur – hatte einen Eid geleistet, niemandem zu verraten, in wen Jette verliebt war. Das war wichtig, denn es machte Jette einen Heidenspaß so zu tun, als interessiere sie das Thema *Liebe* überhaupt nicht.

Nur Kinderkram.

Vorne beendete die Eule den Satz, den sie vorgelesen hatte, blickte hoch und klopfte dreimal mit dem Stock auf das Pult.

»Ihr sprecht mir jetzt alle nach.«

Jette zog die Strümpfe hoch und schob das Kleid bis knapp über die Knie. So etwas tat ein anständiges Mädchen nicht, aber wollte sie das überhaupt sein – anständig? Ihr Blick ging wieder und wieder zur Schultasche. Die Gedichte. Sie waren besser als die Briefe, die Mädchen wie diese dumme Ella schrieben. Die Briefe steckten sie dann in die Jackentaschen der Jungen. Ohne Unterschrift.

Das war feige.

Jette war nicht feige.

Sie hatte einen Plan. Beschlossen und besiegelt im Tagebuch an ihrem fünfzehnten Geburtstag am 1. Januar 1941.

Erstens, ich werde mich verlieben.

Zweitens, diese Liebe mit einem Kuss besiegeln.

Unterschrift: *Jette Thalheim*

Die Liebe ist so etwas Großes und Heiliges, dachte sie, und gäbe es sie nicht, würde man ganz irr werden. Wenn Menschen sich liebten, war die Welt doch nicht so schlecht, wie ihre Mutter in letzter Zeit immer öfter behauptete. Und weinte, weil Frieders Zustand sich nicht besserte und der Vater nicht helfen konnte.

Dann der denkwürdige Tag, an dem Gregors Fußball direkt neben Jette am Pavillon gelandet war, wo sie unter dem Apfelbaum gelesen hatte. Sie hatte die Szene vor Augen, als wäre es gestern gewesen. Gre-

gor klingelte an der Haustür, sie reichte ihm den Ball. Er bedankte sich nicht nur mit einer Verbeugung, sondern überreichte eine gelbe Tulpe. Seitdem gab es für Jette keinen anderen mehr. Ja, sie konnte sich sehr gut vorstellen, Gregor zu küssen. Gerade, weil sich die ersten Haare auf der Oberlippe zeigten. Das war männlich.

Wie wunderbar es wäre, wenn Gregor sie ins Kino einladen würde! *Der Weg ins Freie* mit Zara Leander, oder besser, Heinz Rühmann *Hauptsache glücklich*. Ja, etwas Lustiges. Dort würde er dann in der Dunkelheit den Arm um ihre Schultern legen – oder sie hielten sich wenigstens an den Händen – und schließlich – der Kuss.

Eine Heuschrecke hatte sich ins Klassenzimmer verirrt und balancierte am unteren Rand des Fensters. Ein Geschenk für Frieder. Jette stützte das Kinn auf die Hand und beobachtete, wie das Insekt die grün leuchtenden Flügel ausbreitete, auf der Suche nach Freiheit einen riesigen Satz machte und im rechten Auge von Hitler landete. Dann hüpfte sie auf dem Bild hin und her. Hin und her.

Jette musste nur warten. Geduldig sein, wie Frieder, wenn er im Gras lag und Spinnen beobachtete. Minuten später sprang die Heuschrecke auf den Boden. Direkt neben Jettes und Käthes Bank. Jette bückte sich rasch, pickte sie auf und hüllte sie in ihre Hände. Die Flügel vibrierten zwischen den Fingern. Sie würde sie in ihrer Brotdose verstecken und für Frieder mit nach Hause nehmen.

Die Eule schob die Brille hoch. Gläser so dick wie Aquariumsscheiben. Sie vergrößerten die Augen wie mit einer Lupe. Bei jeder Betonung schlug sie mit dem Stock auf das Pult. Die Klasse wiederholte murmelnd die Worte. Jette suchte inzwischen nach einem Reim für Frühling. *Ring, Sing, Kling, Ding*. Sie seufzte. Wenigstens war sie gestern in der Deutschstunde gelobt worden wegen ihres Aufsatzes über Iphigenie auf Tauris. Fräulein Häring hatte gesagt, er sei dichterisch. Dichterisch!

Ja, sie würde sehr gerne Dichterin werden. Oder Schauspielerin. Auf keinen Fall wollte sie einen Beruf, in dem man nichts Großes werden konnte. Abends hatte sie vor dem Spiegel den berühmten Dialog aus dem Theaterstück von Goethe deklamiert. *Heraus in eure Schatten, rege Wipfel / Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines ...*

Zweifellos – sie war wirklich begabt.

Und heute würde sie Gregor dieses besondere Geburtstagsgeschenk machen. Ein lauter, sehr lauter hoffnungsvoller Seufzer folgte diesem Gedanken.

Die ganze Klasse lachte.

Käthe stieß ihr mit dem Ellbogen in die Seite.

Und wenn schon.

»Mir doch egal«, murmelte sie.

Doch die Eule trat an ihre Bank und schlug mit dem Stock mehrfach auf das Lateinbuch. Es klang wie eine Peitsche.

»Jette Thalheim, wo sind wir?«

»Gallia est omnis divisa in partes tres«, sagte Jette und schielte auf das Buch.

Die Eule klappte es zu. »Falsch.« Dann wandte sie sich der Klasse zu. »Es ist Krieg. Eure Aufgabe besteht darin, zur Schule zu gehen und zu lernen. Vergesst das nicht. Jeder muss seinen Beitrag leisten. Gerade du, Jette.«

»Wir brauchen auch Ärzte an der Heimatfront«, erwiderte Jette trotzig. Der Vater war Lungenfacharzt und damit unabhkömmlich. Er forschte an Medikamenten, die Leben retteten. Wie das von Frieder. War das etwa nicht kriegswichtig?

Die dünnen Augenbrauen der Eule schnellten nach oben. Nur unverheiratete Frauen wurden Lehrerinnen. Frauen, die Froschaugen hatten und eine Brille trugen. Hässliche Frauen wie die Eule. Jette atmete ein. Sie atmete aus. Die gefalteten Hände lagen auf dem Schoß.

Die Flügel der Heuschrecke vibrierten.

Der Stock hob sich.

»Hände flach auf den Tisch.«

Die Heuschrecke zitterte unter ihren Fingern. Jette hob die Unterarme und breitete die Handflächen aus. Das Insekt sprang mit einem Satz Richtung Eule und klammerte sich an das Revers der weißen Seidenbluse. Wie eine grüne Brosche sah es aus. Unerwartet hübsch. Die Eule stieß jedoch einen Schrei aus. Sie wischte hektisch über ihre großen Brüste. Die ganze Klasse brach in Gelächter aus.

Es klopfte. Niemand hörte es.

Direktor Haag stand in der Tür. Ein zu klein geratener Mann mit rundem Kopf, breiter Stirn und wenig Haaren. In den ersten Kriegstagen hatte er den halben rechten Arm verloren. Daher schnellte die Linke nach vorne. Vierunddreißig Mädchen sprangen auf und taten es ihm gleich. Trotz ließ Jette die Hände auf dem Pult liegen.

Ach, dieser Frühling könnte so schön sein. Wenn nicht immer noch dieser Krieg wäre. Schauernd erinnerte sie sich an die Bomben. An das Feuer und diesen ohrenbetäubenden Lärm. Wie der Himmel gesurrt und der Boden unter ihren Füßen vibriert hatte.

Aber im Grunde genommen betraf der Krieg doch nur andere. Nicht sie. Nicht ihre Familie. Ja, manchmal fiel das Wort *Tod*. Manchmal eine Zahl. Und da waren Namen. Jette hörte dann weg. Außerdem – so hieß es überall – war der Spuk bald vorbei. Und Frieder würde gesund werden, Mamas Migräne sich in Luft auflösen. Alles würde wie früher sein.

Auf dem Gesicht des Direktors lag dieser Ausdruck, den Jette längst kannte. In den letzten Monaten hatte er persönlich die Nachrichten an die Schülerinnen überbracht, deren Väter und Brüder fürs Vaterland gefallen waren. Jette wandte den Kopf. Wer würde die Nächste sein? Auf Käthes Gesicht las sie Angst. Nein, nicht Käthe. Sie war so klein, so zart und hatte Augen, die melancholisch waren. Jette liebte sie.

Sie waren einmal im Bethmannpark spazieren gegangen und die Freundin hatte gesagt: »Eine Trauerweide heißt so, weil die Blätter aussehen wie Tränen.«

Käthe weinte schnell. Nicht wie Jette.

Sie betete, dass Dr. Haag einen anderen Namen nannte. Marianne vielleicht. Ihr Bruder, des Karlsche, wollte doch unbedingt Soldat werden. Konnte es gar nicht abwarten. Oder die plumpe Ella, die lis-pelte. Sie war breit und fett wie ein Pfannkuchen. Und ihre Geheim-nistueri. Immer im Flüsterton: »Du, ich habe in der Pause was mit dir zu besprechen.«

Gott! Das strapazierte Jettes Nerven. Ella war jeden Tag in einen andern verliebt. Sie war wirklich beschränkt.

Es wurde still.

»Jette Thalheim«, sagte Dr. Haag, »du musst sofort nach Hause. Dein Bruder Frieder ...«

Kapitel 2

Charlotte hatte mich beauftragt, alle Möbel, die wir dem Antiquitätenhändler anbieten wollten, mit gelben Klebezetteln zu markieren. Ich ging vom Esszimmer in den Salon, wieder zurück, unfähig, eine Entscheidung zu treffen. Ja, da war der große ovale Esstisch aus Eichenholz. Laut Isolde gehörte er bereits meinen Urgroßeltern Eduard und Luise und war weit über hundert Jahre alt. Er hatte mich immer fasziniert, konnte man ihn doch mit sechs Einlegeplatten auf fünf Meter erweitern. Die lagerten sicherlich auf dem Dachboden. Außerdem war die Tischplatte abgenutzt und fleckig. Wer verfügte über so viel Platz, um ihn in voller Länge zu nutzen. Nein, ich klebte keinen gelben Zettel daran und auch nicht auf andere Möbel. Ich brachte es einfach nicht übers Herz. Ich brauchte Zeit, um mich daran zu gewöhnen, dass die Villa Geschichte war.

Pling! Neue Nachricht!

Let's talk, Max.

Sekundenlange Übelkeit und gleichzeitig empfand ich eine harte, körperliche Sehnsucht vergleichbar mit dem Ringen nach Luft bei einem Asthmaanfall. Meine Hand lag viel zu schnell auf der Tastatur, als ich schwere Schritte auf der Holzterrasse hörte, die ins obere Stockwerk führte. Ein lautes Rumpeln. Offenbar hatte einer der Arbeiter eine Kiste fallen lassen. Das Haus erbebt. Ein flehentliches *matka boska* folgte, dann eine Reihe von Zischlauten, die sich anhörten wie Zungenbrecher. Jettes dunkle Stimme tauchte in meinem Kopf auf: *Jetzt ist aber gut*. Sie hatte es immer gesagt, wenn ich einen Weinkrampf oder einen Asthmaanfall nicht stoppen konnte. Selbstmitleid hatte sie nie geduldet. Wie damals floh ich auch jetzt in die Küche. Im Kühlschrank entdeckte ich eine ungeöffnete Flasche mit franzö-

sischem Burgunder. Ich schob mich auf die Bank, auf der ich meine Kindheit verbracht hatte. Bei Hanne.

Jette hatte die Küche so gut wie nie betreten.

Ich fand keinen Korkenzieher. Vergeblich öffnete und schloss ich eine Schublade nach der anderen. Dann ging ich ins Arbeitszimmer, wo ich ihn sofort auf einem Stapel eingeschweißter Bücher von Elena Ferrante entdeckte. Ich kehrte in die Küche zurück, goss ein Glas ein und nahm einen langen Schluck. Er war zu kalt, aber der herbe Geschmack passte zu Jette. Ich nahm am Küchentisch mit der grauen Resopalplatte Platz. Die ganze Einrichtung stammte aus den Fünfzigern. Nur der Kühlschrank und der Herd waren neu. Eine Spülmaschine existierte nicht. Die Wände waren in einem verwaschenen Blau gestrichen, das sich seit meiner Kindheit nicht geändert hatte.

In Boston waren die Vergangenheit und Deutschland immer weit weg gewesen, doch nun trieben Details an die Oberfläche. Wie chinesische Papierkügelchen, die aufblühen, wenn man sie in ein Glas Wasser wirft.

Die Küche war mein und Hannes Reich. Hier, an diesem zerschrammten Tisch, hatte ich mit vier Kakao getrunken; mit fünf den Geruch nach Pfannkuchen und Erdbeeren eingeatmet; gerade eingeschult hatte ich am Küchentisch endlich Lesen und Schreiben gelernt zur Blechmusik aus dem scheppernden Radio.

Hannes Tod vor zwei Jahren war ein Schock gewesen, aber bei der Beerdigung war ich nicht dabei, weil niemand mich informiert hatte. Ich blickte zum Fenster. Früher hatten auf der Fensterbank immer Pflanzen geblüht – Alpenveilchen, wächserne Begonien und im Sommer draußen die Geranien. Jetzt stand dort nur ein vertrocknetes Veilchen und daneben lagen ein paar tote Fliegen.

Ich trank das Weinglas in einem Zug leer und goss mir nach.

Mein Gott, wie hatte ich diesen Raum mit den schwarz-weißen Kacheln über der Spüle geliebt.

Hanne bedeutete Heimat, nicht Jette.

Eine Welt, die aus Kochtöpfen bestand; Geruch nach Schweinebraten; Marmorkuchen im Ofen; Butter, die auf dem Herd in der Pfanne zerfloss; Kekse, Rotkraut, Zitronencreme, Frankfurter Kranz und Eiscreme, die so fest war, dass darin der Löffel abbrach.

Hannes Liebe, ihre Fürsorge war Essen, das ich danach manchmal im Badezimmer von mir gab. Ihre Zeitschriften bewahrte sie in der Holzbank auf, weil Jette sie für Schundblätter hielt. *Die Bunte. Das goldene Blatt. Frau im Spiegel.* Bei Hanne entdeckte ich zum ersten Mal: Könige und Prinzen existierten nicht nur in Märchen. Wie aufgeregt ich damals Abend für Abend in ihnen blätterte, und mich in Welten träumte, deren Realität aus bunten Fotos bestand, und in denen ich Prinz William heiraten würde. In Anbetracht seines jetzt immer lichter werdenden Haares hatte es seine Richtigkeit, dass das Schicksal nicht alle Träume erfüllte.

Pling!

Yana: Are you okay?

Ich schickte ihr den Link zu *Supergirl* von Reamonn.

Pling!

Wieder Max: I miss you, Pauline. Please call me.

Vielleicht war Jettes standhafter Geist der Rotweinflasche entwichen oder es war lediglich der Alkohol, jedenfalls antwortete ich mit den Doors *The end*.

Pling!

Charlotte: Antiquitätenhändler morgen 13:00 Uhr.

Sie setzte Hoffnung in diesen Termin, und ich spielte mit dem Gedanken, ihr *Money, Money, Money* von ABBA zu senden, ließ es aber bleiben.

Der geheimnisvolle Koffer stand nun auf dem Tisch in der Küche. Die Kanten abgewetzt, die Schnallen verrostet. Aus dem Innern

strömte strenger, modriger Geruch. Die Lederoberfläche blieb trotz meiner Säuberungsaktion mit einer mattgrauen Patina bedeckt. Ein Koffer, den man mit ausgestrecktem Arm hochhielt und mit halb abgewandtem Kopf misstrauisch beäugte. Auf dem Tisch lag die Lupe mit Beleuchtung, die ich auf Jettes Schreibtisch entdeckt hatte. Damit untersuchte ich das Etikett am Griff des Koffers.

Zunächst schwungvoll zugespitzt: *Adam*. Der Nachname unlesbar. Die schwarze Tinte war verlaufen. Darunter die Straße, die kaum zu entziffern war, dann *Lemberg*. Die Stadt, aus der mein Urgroßvater Eduard Thalheim nie zurückgekehrt war. Er war *verschollen*, ein Zustand zwischen Tod und Leben. Dass er nicht mehr zurückkommen würde, begriff ich erst, als wir einmal anlässlich seines Geburtstags das Familiengrab auf dem Frankfurter Hauptfriedhof besuchten. Auf dem Stein stand sein Name und die Jahreszahl 1944. Kein Kreuzsymbol kennzeichnete seinen Tod.

Im Flur hörte ich Schritte. Es klopfte.

»Ja.«

Stille.

Ich stand auf und öffnete die Tür. Roman machte eine fragende Kopfbewegung in Richtung des Kartons in seinen Händen.

»Was ist das?«, fragte ich.

»Service. Alt.«

Er zog einen Teller hervor. Er hatte einen Goldrand und in der Innenseite wand sich ein blaues Band, in das Rosenblüten eingraviert waren. Ich nahm einen Teller und drehte ihn um. Nicht Hutschenreuther oder Meißner, sondern Cmielow. Nie gehört.

»War auf dem Dachboden.«

»Weg damit.«

»Weg?«

»Weg.«

»Sicher?«

»Sicher.«

»Weltbekanntes Porzellan aus Polen.«

Ich gab nach. »Okay.«

»Okay?«

»Ja.«

Vielleicht besaßen die Teller und Schüsseln tatsächlich einen Wert. Der Antiquitätenhändler würde es mir morgen sagen.

»Bringen Sie den Karton in den Salon, also das Wohnzimmer.«

Roman lächelte zufrieden und wandte sich um.

»Moment«, rief ich.

Fragend blickte er mich an, dann die Weinflasche und das Glas. Keine Ahnung, was er dachte, aber er machte irgendwie den Eindruck, als sei ihm nichts Menschliches fremd.

Ich reichte ihm das Etikett vom Koffer und deutete auf die Zeile mit dem Namen. Er legte es vorsichtig auf den Tisch, strich es glatt und beugte sich mit der Lupe darüber. Ließ sich lange Zeit.

»Adam. Nachnamen kann ich nicht lesen«, sagte er schließlich.
»Aber die Straße: »Kleparowska Ulica 11, Lemberg.«

Schon hatte er sein Handy in der Hand und tippte irgendetwas ein. Minuten vergingen und dann zeigte er mir die Satellitenaufnahme einer Straße. Heruntergekommene Wohnhäuser, deren historische Architektur man nur mit viel Fantasie erahnen konnte. Eine Erinnerung blitzte auf.

»Die Lemberger Oper. Wurde die im Krieg zerstört?«

»Keine Bomben in Lemberg. Deutsche sind einfach abgehauen.
1944.«

Nur eine Minute später erschien das Foto eines Gebäudes auf dem Bildschirm. Drei hohe Bögen nahmen die Mitte ein, vor denen Werbebanner angebracht waren. Sicher war ich mir allerdings erst, als ich die Figur erkannte, die auf dem Giebel thronte und ein vergoldetes Band oder etwas ähnliches in den Händen hielt. Ja, ich hatte diese

Oper schon einmal auf einem Foto gesehen, das auf dem Vertiko in Jettes Arbeitszimmer stand. Davor posierte sie in einem langen Kleid mit meinen Urgroßeltern Eduard und Luise. Eine hochaufgeschossene Fünfzehnjährige mit dicken langen Mädchenzöpfen. Über dem Portal war ein Banner gespannt: *Richard Wagner – Tannhäuser*. Die Laternen auf dem Vorplatz warfen Lichtkreise, ringsum Männer in Uniformen, die Frauen in eleganten Kleidern untergehakt ausführten. Jette schien glücklich. Obwohl glücklich kein Adjektiv war, das ich mit ihr in Verbindung brachte.

Glück ist die Währung der Armen, hatte sie einmal gesagt.

Ich bemerkte kaum, wie Roman den Salon verließ.

Mit dem Foto war eines der wenigen persönlichen Gespräche verbunden, die ich je mit Jette geführt hatte. Es war der Tag, an dem ich verloren ging. Mein achter Geburtstag. Ich sollte mit Charlotte in den Frankfurter Zoo. Doch wir trennten uns an der Hauptwache. Sie schickte mich allein weiter, weil sie sich mit Tobias traf. Ihre erste Liebe. Und ich war glücklich, ihre Vertraute zu sein. Zudem war ich alt genug, um selbstständig in den Tierpark zu gehen. Ich stieg am Zoo aus. Betrat das Gelände. Genoss das Gefühl der totalen Freiheit. Spazierte durch den ganzen Park, vorbei an den Volieren, sah einem Pfau beim Räderschlagen zu, lief über die sonnengefluteten Wege Richtung Affengehege – bis hin zu den Elefanten. Wo ich auf einer Bank saß und jedes Zeitgefühl verlor. Mich in Abenteuer träumte. Später, wenn ich erwachsen war, wollte ich reisen und Bücher schreiben.

Ich kam erst am Abend nach Hause und traf meinen Vater in heller Aufregung. »Wo warst du? Deine Schwester hat am Tor auf dich gewartet und dich über eine Stunde auf dem Gelände gesucht.«

Charlotte erzählte nicht, wo sie gewesen war, und ich sagte kein Wort. Eine Schwester verriet die andere nicht – das war eine Frage der Ehre. Die Vorwürfe und Isoldes eisernes Schweigen ertrug ich.

Am folgenden Tag besuchte ich Jette, um mein Geburtstagsgeschenk abzuholen. Sie saß wie immer im Arbeitszimmer und rauchte. Neben ihr das übliche Glas Rotwein. Statt des gewohnten Geldscheins reichte sie mir Münzen aus ihrer abgegriffenen schwarzen Geldbörse. Es gab auch kein Buch wie sonst immer.

Ich bedankte mich höflich.

Etwas unwirsch fragte Jette nach der Schule, dann nach den Büchern, die ich las.

»Gespensterjäger von Cornelia Funke.«

»Gespenster? Gespenster gibt es nicht«, erklärte sie und da fiel ihr Blick auf das Foto. Plötzlich redete sie über Musik. Tannhäuser hätte schon immer zu ihren Lieblingsopern gehört, denn er war Dichter wie sie, und das Kleid auf dem Foto das Schönste, das sie je besessen hatte. Mit einem Seitenblick auf meine Jeans schwärmte sie von der grünen schweren Seide, aber plötzlich sagte sie: »Nach Lemberg zu gehen, war die Strafe für deinen Urgroßvater.«

Sie schwieg, ohne diesen Satz zu erklären, und schien vergessen zu haben, dass ich da war. Verzweifelt sehnte ich mich danach, zu Hanne zu gehen.

»Hast du eine Freundin?«, fragte sie plötzlich.

»Viele.«

»Eine einzige beste Freundin ist wichtiger als tausend Bekannte.«

Ich nickte, obwohl ich anderer Meinung war.

»Damals in Lemberg ...«, sie schwieg, zündete eine Zigarette an, nahm einen langen Zug und blies den Rauch in mein Gesicht. Ich musste husten. »Nach dem Besuch in der Oper war sie plötzlich weg. Ich habe sie nie wiedergesehen. Nie wieder von ihr gehört.«

Das alles interessierte mich brennend, aber ich wusste, dass es besser war, keine Neugierde zu zeigen. Außerdem fürchtete ich Sätze wie *Das Leben ist eine Prüfung, vergiss das nicht. Auch ich habe meine Lektion gelernt. Spätestens als meine Mutter starb.*

Ich trat von einem Fuß auf den anderen. Musste dringend Pipi. Jette hatte mir einmal gesagt, ich würde Luise nicht nur ähnlichsehen, sondern überhaupt glichen wir einander. Klein, zierlich und die mausbraunen Haare hatte ich auch von ihr. Beide waren wir zu empfindlich.

Eigentlich sind wir Thalheims ja blond.

Fotos von Luise zeigten immer eine blasse, dunkelhaarige Frau, in deren Augen sich etwas Trauriges und Melancholisches spiegelte, so als hätte sie die Prüfungen des Lebens nicht bestanden.

Jeder entscheidet selbst über sein Schicksal, sagte Jette stets. Auch damals stand ich in Jettes Arbeitszimmer. Sie saß vor der Schreibmaschine, in der ein weißes Blatt eingespannt war, auf dem ein einziges Wort stand: *Tannenzapfen*.

Das Foto fiel mir wieder ein. Ich verließ die Küche und rannte ins Arbeitszimmer. Der Vertiko stand rechts vom Fenster. Doch da war kein Foto. Nur die uralte Adlerschreibmaschine, auf der Jette noch im Krieg angefangen hatte Gedichte zu schreiben. Ich riss die Tür auf und sah mich einem Chaos gegenüber. Schachteln, Kisten, Fotoalben, Aktenordner, Papierstapel. Hefte mit Auszügen der Commerzbank. Hatte das Foto tatsächlich auf dem Vertiko gestanden? Wie sehr konnte ich der Erinnerung einer Achtjährigen vertrauen?

Plötzlich stand Roman in der Tür. Sein Blick machte mich nervös. Hatte er mich die ganze Zeit beobachtet?

»Feierabend«, sagte er. »Morgen acht Uhr?«

Ich nickte.

Wenig später fiel die Haustür ins Schloss. Da merkte ich erst, dass es eine Frage gewesen war, als hätte er gehofft, ich würde widersprechen.

Die Tür zur Terasse stand offen. Ein leichter Wind wehte in den Salon, der kaum Abkühlung brachte. Ich saß mit dem Weinglas auf dem

Biedermeiersofa und hörte die Overtüre von Tannhäuser. Die zerkratzte Schallplatte hatte ich tatsächlich in einem der Regale gefunden und es geschafft, den uralten Plattenspieler in Gang zu bringen.

Ich öffnete den Koffer und zog die Gedichte hervor. Das alte Papier knisterte und war mit Stockflecken übersät. Ich blätterte in dem Stapel und blieb an einem Liebesgedicht hängen. Jette hatte es am 30. Juli 1941 geschrieben.

1941.

Das Jahr, von dem die Gedichte handelten, mit denen sie berühmt wurde. Sie war wirklich erst fünfzehn gewesen, als sie sie geschrieben hatte. Nicht auf der alten Schreibmaschine, sondern handschriftlich mit schwarzer Tinte.

*keine nacht nur der mond
scheint unerbittlich in seinem licht
gehen sie über hügel
ein schal weht
vielleicht ist das flattern gelb*

*ich verstecke mich in meinen
armen bist du nur ein schatten
deine haut ist mein schweiß
selbst die tage lehnen sich aneinander
als ob sie sich lieben*

*heute noch schweben unsere schritte
leicht über dem erdinnern
wie federn verlieren wir gefühle
und lassen sie liegen im rinnstein
als spuren vielleicht hebt jemand sie auf*

*es ist nur so im park
bleiben die glühbirnen heute still
die vögel haben das fliegen vergessen
ich sitze am fenster
der vorhang bläst den wind*

Im Garten der Lichtenbergs wurde gegrillt. Ich roch verbrannte Steaks und hörte Gelächter. Gelangweilter Jazz wimmerte durch die alten Bäume, die den Blick auf das Nachbarhaus versperrten.

In Jettes Haus hatte es früher jeden Donnerstag ihren Jour Fixe gegeben, an dem sie ausgesuchte Gäste empfing. Es wurde geraucht und getrunken, dabei heftig diskutiert über Politik, Theater, Literatur. Bei Jette waren bekannte Leute ein- und ausgegangen: Rose Ausländer, Hilde Domin, Günter Eich und viele andere. So hatte Charlotte es mir erzählt. Ich konnte mich nur sehr vage an diese Abende erinnern. Ich war noch zu klein gewesen.

Der Holzboden knarrte, als ich Jettes Büro betrat. Es sah alles aus wie immer. Wollmäuse in den Fugen des abgetretenen Parketts, vergilbte Vorhänge, alte Ansichten von Frankfurt, die aus der Zeit gefallen schienen. Der Schreibtisch am Fenster, die Schreibmaschine, der Vorrat von Farbbändern in einer Schachtel. Der Stapel Papier – 120 Gramm. Nur das Beste. Reinweiß. Jette hatte es geliebt. Daneben die Packung Lord Extra. Ich hatte immer noch das Gefühl, es sei verboten, hier zu sein.

Meine Augen scannten die Regale, bis ich neben Hermann Hesses *Neuen Gedichten* den schmalen Band *Kastanienblüten* von Jette Thalheim entdeckte. Die Erstausgabe aus dem Jahr 1947. Ich holte die handbeschriebenen Blätter aus dem Koffer. Vertiefte mich darin. Und stieß schließlich beim letzten Text *Todessehnsucht* auf eine Widmung. Ein Datum. Ein Name.

10.9.1941 für adam mandelstam

Ich prüfte noch einmal das Etikett und die Buchstaben, die kaum zu entziffern waren. Ja – es könnte sein: *Adam Mandelstam*.

Jetzt besaß ich eine vollständige Adresse.

Adam Mandelstam

Kleparowska Ulica 11

Lemberg

Ich aktivierte auf meinem iPhone Google Maps und gab die Straße ein. Sie wurde sofort angezeigt. Anstelle des O ein I. Kleparivska St. Wie bei Roman. Ich verkleinerte den Ausschnitt. Im Zentrum des Stadtplans erschien der Hinweis *Opera*.

Ich tippte auf das Fußgängersymbol. Der Weg wurde berechnet. Die Oper lag nur fünfzehn Minuten von der Adresse entfernt.

Den Namen Adam Mandelstam hatte ich nie zuvor gehört. Aber Jette hatte das letzte Gedicht für ihn geschrieben.

Ich legte das Handy beiseite, griff nach dem Buch und schlug es auf. Am Anfang stand keine Widmung. Ich ging zu den letzten Seiten. Auch hier kein Hinweis. Ich blätterte vor und zurück, doch ich konnte den letzten Text mit dem Titel *Todesehnsucht* nicht finden. Es gab ihn nur bei den handschriftlichen Blättern aus dem Koffer.

Die ersten Tropfen fielen. Die Grillfeier nebenan kam abrupt zum Ende. Ein Scharren und Poltern, dann das Klirren von Glas. Ich sah aus dem Fenster. Regina Lichtenberg nahm gerade die Sitzpolster von den Stühlen. Ich ging in den Flur, nahm den Schlüsselbund von der Kommode und öffnete die Haustür. Ich stand schon draußen auf der Treppe, als ein jaulender Ton im Haus mich aufschreckte. Der Feuermelder? Brannte es? Ich hatte Mühe, das Schlüsselloch zu finden – der Wein zeigte seine Wirkung an der frischen Luft – da stand ich wieder im Flur. Einen halben Herzschlag lang starrte ich verwirrt auf das Telefon. Dann hob ich ab. Ein lautes Tuten ertönte. Der Anrufer hatte aufgelegt.

Eine fremde Vorwahl. Ich rief zurück, aber niemand nahm ab.